

Thoralf Klein und Frank Schumacher (Hg.)

Kolonialkriege



Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus



Hamburger Edition
Institut für
Sozialwissenschaft

Thoralf Klein und Frank Schumacher (Hg.)

Kolonialkriege

Militärische Gewalt im Zeichen
des Imperialismus

Hamburger Edition

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.Hamburger-Edition.de

© E-Book 2011 by Hamburger Edition
E-Book-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde
ISBN: 978-3-86854-509-8

© der Printausgabe 2006 by Hamburger Edition
ISBN: 978-3-936096-70-5
Redaktion: Andrea Böltken
Umschlaggestaltung: Wilfried Gandras
Umschlaggestaltung nach:
Forth Battalion P.S. (?) Mt. Mayon in Background,
Albay P.I.; Library of Congress, cph 3c04143
Typografie und Herstellung: Jan und Elke Enns
Satz aus der Sabon von Dörlemann Satz, Lemförde

Inhalt

THORALF KLEIN UND FRANK SCHUMACHER	
Einleitung	7
DIERK WALTER	
Warum Kolonialkrieg?	14
MICHAEL HOCHGESCHWENDER	
The Last Stand: Die Indianerkriege im Westen der USA (1840–1890)	44
THOMAS MORLANG	
»Die Wahehe haben ihre Vernichtung gewollt.« Der Krieg der »Kaiserlichen Schutztruppe« gegen die Hehe in Deutsch-Ostafrika (1890–1898)	80
FRANK SCHUMACHER	
»Niederbrennen, plündern und töten sollt ihr«: Der Kolonialkrieg der USA auf den Philippinen (1899–1913)	109
THORALF KLEIN	
Straffeldzug im Namen der Zivilisation: Der Boxerkrieg in China (1900–1901)	145
CORD EBERSPÄCHER	
»Albion zal hier ditmaal zijn Moskou vinden!« Der Burenkrieg (1899–1902)	182
SUSANNE KUSS	
Kriegführung ohne hemmende Kulturschranke: Die deutschen Kolonialkriege in Südwestafrika (1904–1907) und Ostafrika (1905–1908)	208
ULRICH MÜCKE	
Agonie einer Kolonialmacht: Spaniens Krieg in Marokko (1921–1927)	248
GIULIA BROGINI KÜNZI	
Der Wunsch nach einem blitzschnellen und sauberen Krieg: Die italienische Armee in Ostafrika (1935/36)	272

REINHARD ZÖLLNER

Ein ostasiatischer Holocaust?

Japans Aggression in China (1931–1945) 291

DANIEL MOLLENHAUER

Die vielen Gesichter der *pacification*:

Frankreichs Krieg in Algerien (1954–1962) 329

Zu den Autorinnen und Autoren 367

Thoralf Klein und Frank Schumacher

Einleitung

Totgesagte, heißt es, leben länger. Diese Binsenweisheit lässt sich auch auf den Imperialismus anwenden. Schienen Dekolonisierung und die globale Auseinandersetzung zwischen den Supermächten USA und Sowjetunion der imperialistischen Dominanz europäischer Mächte und der USA über große Teile der Welt die militärische Grundlage entzogen zu haben, so kann man sich aus heutiger Sicht fragen, ob diese Dominanz jemals aufgehört hat. Denn schon 1978, nur vier Jahre nach dem Ende des letzten größeren Kolonialreichs (des portugiesischen), begann mit dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan ein Krieg, den man durchaus als imperialistisch beziehungsweise kolonial klassifizieren kann.¹ Abgebrochen wurde das militärische Abenteuer erst in dem Jahr 1989, das nach allgemeiner Auffassung das Ende des Kalten Krieges und damit den Beginn einer neuen Weltordnung markiert. Die mit der Neustrukturierung der internationalen Beziehungen verbundenen Herausforderungen haben die imperialistischen Tendenzen seither eher noch verstärkt. Zwar hat der islamistische Terrorismus eine beispiellose Fähigkeit der Peripherie demonstriert, die Gewalt in die Metropolen zu tragen, und sich insofern zweifellos als ein Phänomen der Moderne erwiesen. Keinem antikolonialen Widerstand von den Zulu und Herero bis zu Aguirre oder Ho Chi Minh ist das je in dieser Form gelungen. Aber die Legitimationsstrategien, die zur globalen Bekämpfung des islamistischen Terrors herangezogen werden, erinnern verdächtig an Argumentationsmuster, die der europäischen Expansion im Zeitalter des Hochimperialismus zugrunde lagen. Während man früher von der Ausbreitung der westlichen Zivilisation sprach, steht heute die Verbreitung von Demokratie und Menschenrechten im Vordergrund der Rechtfertigungsdiskurse.

In der öffentlichen Debatte über die zukünftige Gestaltung der internationalen Beziehungen erfahren die Begriffe Imperium und Imperialismus vor allem in den USA und Großbritannien eine Renaissance und sind zum Ausgangspunkt neuer globaler Ordnungsentwürfe geworden.

1 Vgl. schon Pierre Allan/Albert A. Stahel, Tribal Warfare Against a Colonial Power. Analyzing the War in Afghanistan, in: *Journal of Conflict Resolution* 27 (1983), S. 590–617.

Auf diese Weise fand die traditionell von Kritikern einer expansiven Außenpolitik gebrauchte Terminologie auch Eingang in das rhetorische Arsenal des politischen Mainstreams.² Gewiss, der neue Imperialismus soll »liberal« sein – aber galt das nicht schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als eine Reihe asiatischer Staaten (China, Japan, das Osmanische Reich) mit Androhung oder Ausübung von Waffengewalt für den internationalen Freihandel »geöffnet« wurden? Weitaus bedeutsamer scheint uns zu sein, dass Angehörige bestimmter Weltregionen nun von international gültigen Regeln für kriegerische Auseinandersetzungen ausgeschlossen werden sollen.³

Von der Neukonzipierung des Begriffs Imperialismus ist es nur ein kleiner Schritt hin zur Legitimierung einer globalen hegemonialen Politik. Diese Entwicklung wird durch die Umdeutung seiner konkreten historischen Ausprägungen flankiert, eine Tendenz, die gegenwärtig vor allem im angloamerikanischen Raum Konjunktur hat.⁴ Unter den historischen Vorläufern verdient der Kolonialkrieg als radikalste Form akuter Gewaltanwendung im imperialistischen Kontext besondere Aufmerksamkeit. Ungeachtet der herausgehobenen Bedeutung dieses Einzelaspekts des »Gewaltdispositivs«, das dem kolonialen Staat grundsätzlich innewohnt,⁵ bietet der gegenwärtige Forschungsstand jedoch ein ambivalentes Bild: Zur kolonialen Kriegführung in bestimmten Perioden und Regionen existiert eine Fülle von Einzelstudien, in denen Ansätze aus der

2 Vgl. Ulrich Speck/Nathan Sznajder (Hg.), *Empire Amerika. Perspektiven einer neuen Weltordnung*, München 2003; Andrew J. Bacevich (Hg.), *The Imperial Tense. Prospects and Problems of American Empire*, Chicago, IL, 2003; Niall Ferguson, *Colossus. The Price of American Empire*, New York 2004; zur kritischen US-amerikanischen Diskussion des Imperialismus vgl. die neueren Arbeiten von Noam Chomsky und Chalmers Johnson.

3 Wie ein hochrangiger britischer Beamter bemerkte: »[W]hen we are operating in the jungle, we must also use the laws of the jungle.« Robert Cooper, *The New Liberal Imperialism*, *The Observer*, 7. 4. 2002, <http://observer.guardian.co.uk/worldview/story/0,11581,680095,00.html> [15. 3. 2006].

4 Vgl. Niall Ferguson, *Empire. How Britain Made the Modern World*, London u. a. 2002. Bezeichnenderweise lautet der Untertitel der amerikanischen Ausgabe (New York 2003): *The Rise and Demise of the British World Order and the Lessons for Global Power*.

5 Dieses umfasst u. a. Zwangsrekrutierung von Arbeitern, soziale Disziplinierung durch einen massiven Verwaltungs- und Polizeiparapparat, Segregation und andere Formen rassistischer Diskriminierung. Die Liste der Beispiele ließe sich verlängern. Vgl. Michael Mann, *Das Gewaltdispositiv des modernen Kolonialismus*, in: Mihran Dabag/Horst Gründer/Uwe-K. Ketelsen, *Kolonialismus, Kolonialdiskurs und Genozid*, München 2004, S. 111–135.

neueren Militärgeschichte, nicht zuletzt auch diskurs- und erinnerungsgeschichtliche Fragestellungen, ihren Niederschlag gefunden haben.⁶ Diesen Einzeluntersuchungen stehen selbst für die Hochphase kolonialer Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert aber nur wenige Versuche eines systematischen Vergleichs gegenüber, die vor dem *cultural turn* erschienen oder aber von ihm unbeeinflusst geblieben sind.⁷

Der vorliegende Band skizziert mögliche Ansätze zu einer kulturwissenschaftlich erweiterten, vergleichenden Systematik kolonialer Kriege. Seine Konzeption geht von drei Grundüberlegungen aus. Die erste betrifft die zeitliche Fokussierung auf das 19. und 20. Jahrhundert. Zwar waren Kolonialkriege weder theoretisch noch praktisch eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, aber nach 1800 erhielten sie eine neue Qualität: Erst seit dieser Zeit wurde Kolonialismus mit Fremdherrschaft gleichgesetzt, während das Wort Kolonie bis dahin einen »Ableger« der eigenen Gesellschaft bezeichnete.⁸ Im Zuge der Industrialisierung erweiterten

-
- 6 Eine ganze Palette von kulturwissenschaftlichen Fragestellungen im Zusammenhang mit Imperialismus und Krieg findet sich bei James L. Hevia, *English Lessons. The Pedagogy of Imperialism in Nineteenth-Century China*, Durham, NC, 2003. Zur Erinnerungskultur vgl. z.B. Gesine Krüger, *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewußtsein. Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907*, Göttingen 1999, sowie Joachim Zeller, *Kolonialdenkmäler und Geschichtsbewußtsein. Eine Untersuchung der kolonialdeutschen Erinnerungskultur*, Frankfurt am Main 2000.
- 7 Den umfassendsten Ansatz bietet immer noch Victor G. Kiernan, *European Empires from Conquest to Collapse, 1815–1960*, o. O. 1982. Bruce Vandervort, *Wars of Imperial Conquest in Africa, 1830–1914*, Bloomington, IN, 1998, widmet sich einer einzigen Weltregion. In J. A. de Moor/Henk L. Wesseling (Hg.), *Imperialism and War. Essays on Colonial Wars in Asia and Africa*, Leiden 1989, finden sich Ansätze zu einer vergleichenden Perspektive; allerdings beschränken sich die Beiträge auf Afrika und Süd- bzw. Südostasien und sind zudem konzeptionell sehr heterogen. David Killingray/David Omissi (Hg.), *Guardians of Empire. The Armed Forces of the Colonial Powers, c. 1700–1964*, Manchester/New York 1999, beleuchten einen wichtigen Aspekt kolonialer Kriegführung unter vergleichendem Blickwinkel. Methodisch ungemein anregend, aber empirisch auf den Einzelfall Algerien beschränkt ist die Studie von Olivier Le Cour Grandmaison, *Coloniser. Exterminer. Sur la guerre et L'État colonial*, Paris 2005. Le Cour Grandmaison arbeitet vor allem den exzeptionellen, im Kontrast zu den für Europa geltenden Regeln stehenden Charakter des Kolonialkriegs heraus.
- 8 Christoph Marx, *Kolonialkrieg und rassistische Dämonologie. Das südliche Afrika im 19. Jahrhundert*, in: Mihran Dabag/Horst Gründer/Uwe K. Ketelsen (Hg.), *Kolonialismus, Kolonialdiskurs und Genozid*, München 2004, S. 169f. Diese Feststellung gilt ungeachtet der Tatsache, dass im 19. Jahrhundert das

sich sowohl die Ziele des Kolonialismus – auf Ausbeutung von Rohstoffen und Gewinnung von Absatzmärkten – als auch dessen Mittel. In Wechselwirkung mit der immer ausgedehnteren und rascheren Expansion bis zum Ersten Weltkrieg verbreiteten sich unter den Kolonisatoren zunehmend rassistische Einstellungen, die die *mission civilisatrice* zu einem zentralen Legitimationsgrund imperialistisch-kolonialer Herrschaft werden ließen.⁹ Die Entstehung der Massengesellschaft und der aus der Industrialisierung hervorgehende militärische Modernisierungsschub veränderten die Kriegführung zunächst im euroamerikanischen Raum, bald auch in anderen Teilen der Welt.¹⁰ Die Aufstellung von Massenheeren und die zunehmende Totalisierung der Kriegführung durch Mobilisierung aller Ressourcen einer Gesellschaft für die Erreichung der Kriegsziele sind dabei an erster Stelle zu nennen.¹¹ Und obwohl die Kolonialkriege des 19. und frühen 20. Jahrhunderts auf Grund der großen Distanz zum Mutterland noch immer mit begrenzten Mitteln und unter Einsatz einheimischer Hilfstruppen geführt wurden – also kein vollständiges Abbild eines europäischen Krieges darstellten –, zeigten sich die Auswirkungen der Veränderungen auch hier. Dies galt insbesondere für die immer größeren Unterschiede in der Militärtechnologie, die den Kontrahenten jeweils zur Verfügung stand.

Die zweite Grundüberlegung zielt auf eine Definition des Kolonialkrieges und damit auf eine Bestimmung des Untersuchungsgegenstandes. Zweifellos genügt es nicht, Kolonialkriege als Kriege zu definieren, die zur Errichtung oder Behauptung formeller Kolonialherrschaft geführt wurden, gab es doch auch militärische Auseinandersetzungen mit dem Ziel informeller Einflussnahme, die sich nicht wesentlich davon unterschieden. Alternative Begriffe wie »überseeische«, »imperiale« oder

schon in der Frühen Neuzeit vorzugsweise in Asien verbreitete Phänomen der Stützpunktkolonie wiederbelebt wurde, diesmal in Form des quasikolonialen, auf ökonomische Durchdringung zielenden, informellen Imperialismus. Vgl. Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 1995, S. 23–26.

9 Jürgen Osterhammel u. a. (Hg.), *Zivilisierungsmissionen*, Konstanz 2005.

10 Michael Epkenhans/Gerhard P. Groß (Hg.), *Das Militär und der Aufbruch in die Moderne 1860–1890. Armeen, Marinen und der Wandel von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in Europa, den USA sowie Japan*, München 2003.

11 Vgl. Stig Förster/Jörg Nagler (Hg.), *On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861–1871*, Washington, DC, 1997; Manfred F. Boemeke/Roger Chickering/Stig Förster (Hg.), *Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871–1914*, Washington, DC, 1999.

»asymmetrische Kriege« leiden unter der gleichen taxonomischen Uneindeutigkeit. Die Beschränkung auf in »Übersee« stattfindende Kriege lässt die kontinentale Expansion etwa in Russland und den USA außer Acht. Der Terminus des »imperialen Krieges« bezeichnet eigentlich militärische Auseinandersetzungen zwischen Imperien um die Ausweitung oder Behauptung ihres Einflussbereiches, wie etwa den Siebenjährigen Krieg in Nordamerika oder den Russisch-Japanischen Krieg von 1904/05. Der Begriff des »asymmetrischen Krieges«¹² schließlich suggeriert zum einen eine völlige militärische Überlegenheit des imperialistischen Zentrums über die Peripherie, die nicht in jedem Falle gegeben war.¹³ Zum anderen impliziert er fälschlicherweise, dass sich jeder militärische Widerstand gegen die imperiale Expansion grundsätzlich der Partisanenstrategie bediente. Keiner dieser Begriffe bringt überdies ein Element zum Ausdruck, das für den Kolonialkrieg konstitutiv ist: seine Legitimation durch einen Diskurs der »zivilisierten« Vertreter der Imperialmächte über die »Anderen«, der diesen die Zivilisation und damit die Voraussetzung für eine humane Behandlung absprach – eine Debatte mit oftmals verheerenden Folgen.

Die dritte Überlegung betrifft die Pragmatik des Vorgehens. Als einen ersten Schritt zu einer vergleichenden Systematik des Kolonialkrieges verfolgen wir einen Ansatz, der spezifische Fallstudien anhand einer interpretativen Matrix zu strukturieren versucht. Dieser Ansatz erscheint umso notwendiger, als für eine vergleichende Erörterung nach thematischen Gesichtspunkten (beispielsweise Militärtechnologie, Gender- oder Umweltaspekten) die empirische Basis noch weitgehend fehlt. Unter Zugrundelegung eines breiten Verständnisses von Kolonialkrieg spiegeln die ausgewählten Fälle den historischen Verlauf von den Anfängen des modernen Imperialismus in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bis zum Abschluss der Dekolonisierung Mitte der 1970er Jahre wider. Zugleich stehen sie für die unterschiedlichsten Typen imperialistischen Vordringens, von der Landnahme in »weißen« Siedlungskolonien über formale Kolonialherrschaft bis hin zur Variante des *informal empire*. Bewusst haben wir auch zwei Grenzfälle einbezogen: den Burenkrieg, in dem beide kriegführenden Parteien Weiße waren, und den japanisch-chi-

12 Vgl. Andreas Herberg-Rothe, *Der Krieg. Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt am Main/New York 2003, S. 12 ff.

13 Etwa im Falle der italienischen Niederlage beim äthiopischen Adua 1896; vgl. Giulia Brogini Künzi, *Der Sieg des Negus. Adua, 1. März 1896*, in: Stig Förster/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hg.), *Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai*, München 2001, S. 248–263.

nesischen Krieg der 1930er und 1940er Jahre, in dem das Gegenteil zutraf. Schließlich sollte der Kolonialkrieg nicht allein als militärisches, sondern ebenso als soziales und kulturelles Phänomen erfasst werden.

Im Mittelpunkt unseres Interesses steht ein Raster aus vier Analyseebenen, das als Ansatzpunkt zu einer Systematisierung des Phänomens Kolonialkrieg dienen soll:

1. *Bedingungen und Verlauf des Krieges:* Diese Ebene thematisiert Rahmenbedingungen, Ursachen, Verlauf und Resultate der Kriege und berücksichtigt die Bedeutung bestehender Strukturen formeller oder informeller Kolonialherrschaft.

2. *Das Gesicht des Krieges:* Unter diesem Stichwort wird das militärische Vorgehen untersucht. Hierzu gehören unter anderem Kräfteverhältnisse und Zusammensetzung der Truppen (vor allem der Einsatz kolonialer Hilfstruppen) sowie Fragen von Strategie und Taktik. Besondere Aufmerksamkeit gilt der Charakterisierung des militärischen Einsatzes: Inwieweit diente der jeweilige Kolonialkrieg als technisches Experimentierfeld? Welche Auswirkungen hatte die Kriegführung auf die Umwelt? Welche Rolle spielten indigene Kollaboration und Geschlechterverhältnisse? Wie wurde physische Gewalt erlebt? Handelte es sich um einen totalen beziehungsweise um einen Vernichtungskrieg?

3. *Der Diskurs über den Krieg:* Hier geht es um die jeweiligen Debatten und Sprachregelungen, insbesondere um die mit dem Reden über den Kolonialkrieg verbundenen semantischen Strategien (beispielsweise »Wirren statt Krieg«), das Wechselspiel von Legitimation und Kritik (weltanschauliche Grundlagen, Konstruktionen von Männlichkeit et cetera) und die diskursive Einbettung in transnationale und interimperiale Austausch- und Wechselbeziehungen.

4. *Die Erinnerung an den Krieg:* Auch die langfristige Wirkung von Kolonialkriegen über ihr formales Ende hinaus wird in die Analyse einbezogen. In diesem Zusammenhang kommt besonders den verschiedenen Formen von Monumentalisierung und Erinnerung (beispielsweise Zereemonien, Spektakeln, Denkmälern) Bedeutung zu. Hinsichtlich der imperialistischen Eroberer ist zu fragen, welche diskursiven Elemente in die Erinnerung überführt wurden und ob es hier zu Verschiebungen (etwa von der Heroisierung zum Schuldeingeständnis) gekommen ist. Mit Bezug auf die Kolonisierten wird untersucht, inwieweit die Kriegserinnerung die politische und mentale Dekolonisierung begünstigte.

Das Projekt einer vergleichenden Kulturgeschichte militärischer Gewalt im Zeichen des Imperialismus hat uns seit nunmehr drei Jahren in Atem gehalten. Für die finanzielle Unterstützung danken wir der Philosophischen Fakultät der Universität Erfurt sowie dem Hamburger Institut für Sozialforschung. Bei der Organisation der diesem Band zugrunde liegenden Tagung, die im Januar 2003 in Erfurt stattfand, haben uns Johanna Lober und Petra Meersteiner sehr geholfen. Monika Leetz und Sebastian Jobs haben uns bei der Erstellung des Manuskripts unterstützt und Andrea Böltken hat mit großem Engagement die Endredaktion übernommen. *Last but not least* danken wir allen Autoren für die angenehme und reibungslose Zusammenarbeit.

Erfurt, im Juni 2006

Thoralf Klein & Frank Schumacher

Dierk Walter

Warum Kolonialkrieg?

I

Als Indikatoren vorherrschender kultureller Stereotype sind Hollywoodfilme nicht zu unterschätzen. Filmemacher wissen um die Macht der klaren Bilder: Am eingängigsten – und damit erfolgreichsten – sind stets die Symbole, die gesichertes kulturelles »Wissen« des Zuschauers abrufen, die also dominante Stereotype reproduzieren. Nirgendwo wird das deutlicher als am Beispiel der filmischen Verarbeitung von Kolonialkriegen.

Unter vielen ähnlichen Produktionen dürfte den meisten ob seiner ungewöhnlich klaren Bildsprache Cy Endfields 1964 gedrehter Monumentalfilm »Zulu«,¹ mit Michael Caine als blasiertem jungen Leutnant Gonville Bromhead, im Gedächtnis geblieben sein. Als filmische Überhöhung der erfolgreichen Verteidigung der Missionsstation Rorke's Drift in Natal durch gut hundert Mann britischer Infanterie gegen viertausend Zulu am 22. und 23. Januar 1879 – in scharfem Gegensatz zu der gleichzeitigen katastrophalen Niederlage der Briten bei Isandlwana² – repräsentiert »Zulu« das traditionelle kulturelle Stereotyp des Kolonialkrieges schlechthin: Kraft seiner technischen, organisatorischen und moralischen Überlegenheit ist der europäische Soldat auch einer überwältigenden Überzahl indigener Gegner gewachsen. Wie viele andere vergleichbare Streifen baut »Zulu« auf einer Reihe kultureller Dichotomien auf: Ordnung versus Chaos; Individuum versus Masse; Disziplin versus Zügellosigkeit; Wildnis versus Zivilisation; Naturkräfte versus Technikbeherrschung; physische Kraft versus Moral; Fanatismus versus leidenschaftslose Pflichterfüllung. Auf die Frage eines Soldaten, warum die aussichtslose Aufgabe, die Missionsstation zu halten, ausgerechnet ihn und seine Kameraden treffe, antwortet Colour Sergeant Frank Bourne (gespielt von Nigel Green), die im Film natürlich positiv besetzte Verkörperung des Kasernenhofdrills schlechthin: »Because we are here, lad – and nobody else.«

1 <http://www.imdb.com/title/tt0058777/> [1. 10. 2003].

2 Bruce Vandervort, *Wars of Imperial Conquest in Africa 1830–1914*, Bloomington, IN, 1998, S. 105–109; zur Kriegführung der Zulu generell auch Ian Knight, *The Anatomy of the Zulu Army from Shaka to Cetshwayo 1818–1879*, London 1999.

Der Film gipfelt im letzten Angriff der Zulu auf den innersten Verteidigungsring der Missionsstation. Diese Sequenz von vielleicht drei Minuten ist die eindringlichste des ganzen Streifens. Das verbleibende Häufchen von vielleicht fünfzig noch unverwundeten Rotröcken kann der braunen Flut, die nun gleichsam über die Sandsackwälle schwappt, eigentlich unmöglich standhalten. Doch das Martini-Henry-Gewehr und eiserne Disziplin entfalten ihre Wirkung. Über eine Minute – das ist im Film eine lange Zeit – sieht man praktisch nichts als Großaufnahmen von den in drei Gliedern formierten Briten, die nun salvenweise Schnellfeuer abgeben, hört man, außer dem Gefechtslärm selbst, nichts als die stereotypen Feuerkommandos der beiden Offiziere und des Colour Sergeant. Schließlich verebbt der Lärm, das Kommando zur Feueereinstellung wird gegeben, und erst da schwenkt die Kamera weg von den Briten auf einen dichten braunen Teppich aus halbtoten und toten Zulu, die den Boden von den Mündungen der britischen Gewehre bis zum äußeren Verteidigungsring bedecken. Mit der Macht einer Naturgewalt ist die Flutwelle der Zulu über die Briten hergefallen, und an dem zivilisatorischen Deich aus Disziplin und Hinterladern hat sie sich gebrochen.

Fallen andere Filme derselben Gattung gegenüber »Zulu« in der künstlerischen Ausgestaltung auch ab, so operieren sie doch alle mit denselben Bildern, denselben Dichotomien. »Zulu« ist sogar noch insofern eine Ausnahme, als dem indigenen Gegner hier immerhin ein gewisser Grad an Organisation und Disziplin zugestanden wird. Man denke dagegen an all die Streifen, in denen winzige Häufchen von US-Kavallerie sinnlos im Kreis reitender und in die Luft feuernder Indianer mühelos Herr werden, oder an Szenen aus im arabischen Raum spielenden Filmen, wo gigantische Beduinenhorden von Maschinengewehren niedergemäht werden – das Klischee ist immer das Gleiche. Die einzige nennenswerte Variation findet sich in der Darstellung kolonialer Desaster wie *Little Big Horn 1876* – klassisch: »Son of the Morning Star« von Mike Robe 1991³ – oder *Isandlwana*, das Douglas Hickox 1979 als »Zulu Dawn« mit Peter O'Toole als Lord Chelmsford und Burt Lancaster als Colonel Anthony Durnford verfilmte.⁴ Die prinzipielle Überlegenheit der Europäer wird hier mindestens ebenso überzeichnet. Unterstellt wird dabei, es bedürfe schon einer gehörigen Portion Hybris und Idiotie, um unter solch asymmetrischen Bedingungen eine Schlacht zu verlieren: Letztlich sei es sowohl Custer als auch Lord

3 <http://www.imdb.com/title/tt0102962/> [1. 10. 2003].

4 <http://us.imdb.com/title/tt0080180/> [1. 10. 2003].

Chelmsford ganz recht geschehen. Die Geschichte der kolonialen Niederlage wird so zu einer Parabel menschlicher Dummheit und die westliche Überlegenheit durch die Hintertür umso stärker überzeichnet. Warum es die dramatischste europäische Niederlage in einem klassischen Kolonialkrieg überhaupt, die Schlacht von Adua im äthiopischen Hochland am 1. März 1896,⁵ noch nicht zu einer einschlägigen Verfilmung gebracht hat, ist nicht ohne weiteres offensichtlich. Vielleicht passt es nicht ins Bild, dass der äthiopische Großkönig Menelik Hotchkiss-Schnellfeuergeschütze, MGs und 70000 Repetiergewehre hatte,⁶ vielleicht nicht, dass die Sieger Christen – oder dass die Besiegten Italiener waren.

II

Da Hollywoodfilme als Massenprodukt der gemeinsamen westlichen Kultur uns etwas über die wirkungsmächtigen Bilder dieser unserer Kultur erzählen, eignen sie sich hervorragend als Einstieg in ein Thema, das im frühen 21. Jahrhundert unserer Aufmerksamkeit weniger nahe steht, als es in den 1960er Jahren der Fall war – allerdings, Somalia, Afghanistan und vor allem CNN sei Dank, auch wieder mehr als in den 1980er Jahren. Eine kunst- oder kulturgeschichtliche Betrachtung des Phänomens Kolonialkrieg könnte daher durchaus mit einer Analyse der filmischen Verarbeitung beginnen. Seit der Epoche des *Scramble for Africa* gegen Ende des 19. Jahrhunderts haben sich populäre Massenmedien der so ungemein die Fantasie anregenden, bildgewaltigen Kolonialgeschichte und damit natürlich auch und gerade der Kolonialkriege immer wieder angenommen, was sich in einer Flut von Romanen, Kitschpostkarten, mehr oder weniger gelungenen Gemälden und nicht zuletzt patriotischem Liedgut niederschlug. Selbst in einem Land mit einer so kurzen Kolonialgeschichte wie Deutschland haben die in diesem Zusammenhang geführten Kriege ihre Spuren hinterlassen,⁷ und das gilt umso mehr für Nationen mit einer jahrhundertelangen Geschichte imperialer Expansion, etwa die Vereinigten Staaten. In

5 Giulia Brogini Künzi, Der Sieg des Negus. Adua, 1. März 1896, in: Stig Förster/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hg.), Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, 3. Aufl., München 2003, S. 248–263.

6 Vandervort, *Wars of Imperial Conquest*, S. 160.

7 Zu solchen Spuren auch der Sammelband Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.), *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin 2002.

letzter Instanz reden wir daher bei Kolonialkriegen stets über einen nicht wegzudenkenden Teil unserer europäischen oder vielmehr westlichen Kultur.⁸

Das allein würde bereits rechtfertigen, dass Historiker ihre wertvolle Arbeitszeit der Beschäftigung mit dem Phänomen Kolonialkrieg opfern. Ich meine allerdings, dass es noch wesentlich bessere Gründe gibt, und werde das im Folgenden ausführen. Vorab allerdings scheint es geraten, das Forschungsfeld etwas einzugrenzen. Was ist eigentlich ein Kolonialkrieg?

Auf den ersten Blick scheint es ja ganz klar zu sein. Schauen wir auf Rorke's Drift, Isandlwana, Adua, dann sind das klassische Fälle. Kein Zweifel, das ist Kolonialkrieg. Das Gleiche gilt für Afghanistan 1841/42, für den indischen Aufstand von 1857 und ganz generell für die kolonialen Eroberungskriege, ob in Amerika von 1492 bis 1890 und von Vancouver bis Feuerland oder im subsaharischen Afrika von der ersten Landung der Buren im 17. Jahrhundert bis zur endgültigen Unterwerfung des Kontinents (mit Ausnahme Äthiopiens) unter die europäische Herrschaft Anfang des vergangenen Jahrhunderts. Aber irgendwann lässt uns die bequeme Umgehung einer Definition vermittels der Formel »I know it when I see it« im Stich. Sind auch der Burenkrieg von 1899 bis 1902 und der ostafrikanische Feldzug von 1915 bis 1918 Kolonialkriege, obwohl auf beiden Seiten Europäer kämpften? Fallen die kolonialen Befreiungskriege der Jahre 1945 bis 1975 auch darunter? Ist der chinesische Einmarsch in Tibet 1950 ein Kolonialkrieg? Vielleicht gar der nationalsozialistische Eroberungs- und Vernichtungsfeldzug im Osten von 1941 bis 1944? Über all das lässt sich trefflich streiten, und eine Art Arbeitsdefinition wäre sicher hilfreich.

Da man Krieg nicht gerne neu definieren wollen, bietet es sich zunächst an, sich auf die zweite Hälfte des Kompositums zu konzentrieren: Kolonialkrieg wäre demnach der Krieg in den Kolonien. Diese Definition bringt uns aber direkt in Teufels Küche. Zum einen bleibt fraglich, was eine Kolonie ist. Rechnen wir Gebiete jedweder Art dazu, die länger dauernder Fremdherrschaft unterworfen waren (was »länger« und »fremd« genau bedeutet, wäre im Einzelfall freilich erst noch zu diskutieren), landen wir erneut bei innereuropäischen Konflikten und könnten etwa die Niederschlagung des polnischen Aufstands von

8 Vgl. beispielhaft den Sammelband von Birthe Kundrus (Hg.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt am Main 2003. Als Illustration der anhaltenden Faszination der deutschen Kolonialgeschichte vgl. <http://www.deutsche-schutzgebiete.de/> [6. 10. 2003].

1830/31 als Kolonialkrieg beschreiben.⁹ Zum anderen würde diese Ad-hoc-Definition militärische Aktionen ausschließen, die weder der Etablierung noch der Aufrechterhaltung direkter kolonialer Herrschaft dienen – Pazifizierungs- und Strafexpeditionen in formal nicht beherrschte Grenzregionen wären schon kein Kolonialkrieg mehr. Schließlich und vor allem fanden in Kolonien stets auch Konflikte *zwischen* Europäern statt, an denen die indigene Bevölkerung bestenfalls mittelbar beteiligt war. Wenn 1812 bis 1814 Briten und Amerikaner einen Kampf um die Herrschaft über Kanada ausfechten,¹⁰ wenn ab 1915 Südafrikaner und Inder in Ostafrika mit Lettow-Vorbeck's Schutztruppe jahrelang im Dschungel Haschen spielen,¹¹ dann sind das wahrhaftig keine Kolonialkriege, sondern europäische Kriege, die sich in den Busch verirrt haben. Grenzfälle gab es natürlich auch hier, beispielsweise den nordamerikanischen *French and Indian War* von 1754 bis 1763, der zugleich ein europäischer und ein kolonialer Krieg war.¹² Im Gegenzug würden unter eine Definition des Kolonialkrieges als »Krieg in den Kolonien« auch Konflikte fallen, die allein zwischen indigenen beziehungsweise beherrschten Ethnien oder politischen Entitäten ausgefochten wurden – was in lose organisierten Grenzgebieten ohne weiteres passieren konnte –, und auch das hat mit Kolonialkrieg nicht viel zu tun.

Es fragt sich ohnehin, warum der Kolonialkrieg, wenn er mit dieser simplen Arbeitsdefinition zu fassen wäre, einer gesonderten Beschäftigung wert sein sollte. Mit ebensoviel Berechtigung wie von einem historischen Phänomen Kolonialkrieg könnte man dann meinethalben von einem historischen Phänomen »Graslandkrieg« sprechen, denn auch diesen Umstand, nämlich auf grünen Ebenen ausgefochten zu werden, teilen sich viele Kriege in der Geschichte. Versucht man es mit einer Gleichsetzung von Kolonialkrieg mit »überseeischem Krieg«, wie tat-

9 Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 1995, S. 16, versucht dieses Problem durch das Postulat einer »räumlich entfernten« Metropole zu umgehen.

10 J. Mackay Hitsman, *The Incredible War of 1812. A Military History*, hrsg. von Donald E. Graves, Toronto 1999.

11 Byron Farwell, *The Great War in Africa, 1914–1918*, Harmondsworth 1987, S. 105–359.

12 Jeremy Black, *European Warfare 1660–1815*, London 1994, S. 139–142, beschreibt den *French and Indian War* unter dem Rubrum *Colonial Warfare* ausschließlich als britisch-französischen Krieg; jüngere Darstellungen wie Fred Anderson, *Crucible of War. The Seven Years' War and the Fate of Empire in British North America, 1754–1766*, New York 2001, stellen demgegenüber die Schlüsselrolle indigener politischer Entitäten in den Vordergrund.

sächlich mehrfach an einschlägiger Stelle¹³ geschehen, kann von einer sinnvollen Definition gar nicht mehr die Rede sein, denn nun sind plötzlich die Indianerkriege und die russische Eroberung Zentralasiens *keine* Kolonialkriege mehr, dafür ist der Pazifikkrieg von 1941 bis 1945 einer. Das ist willkürlich, eurozentrisch und führt zu nichts.

Man wird also den Kolonialkrieg vielleicht doch sinnvollerweise funktional an das Strukturphänomen des Imperialismus beziehungsweise der europäischen Expansion koppeln wollen. In Fortschreibung der bekannten Definition Ronald Robinsons und John Gallaghers, der zufolge Imperialismus als politische Funktion der Eingliederung neuer Gebiete in ein expandierendes Wirtschaftssystem zu verstehen ist,¹⁴ könnte man dann den Kolonialkrieg als den mit der Ausübung physischer Gewalt einhergehenden Teil dieser politischen Funktion beschreiben – und hätte ihn damit an ein historisch bereits wesentlich schärfer gefasstes Phänomen angehängt. Ob sich damit eine Umbenennung in »imperialistischer Krieg« oder von mir aus »Imperialkrieg« anbietet, möchte ich angesichts der Bedeutungsvielfalt des »I-Wortes« lieber offen lassen.

Es dürfte aufgefallen sein, dass ich in der gerade vorgeschlagenen Arbeitsdefinition nicht mehr von Krieg, sondern etwas vage von der Ausübung physischer Gewalt gesprochen habe. Mir scheint nämlich, abgesehen von der Funktion im Rahmen des Imperialismus beziehungsweise der europäischen Expansion, noch etwas anderes für den Kolonialkrieg charakteristisch zu sein: die Tatsache, dass er in einer Grauzone angesiedelt ist, die nur an einem Ende Phänomene abdeckt, die wir ohne Zögern als Krieg beschreiben würden, am anderen Ende aber auch Erscheinungsformen physischer Gewalt, die wir in einem europäischen Kontext eher dem Bereich der polizeilichen Exekutive zurechnen würden. Dazwischen finden sich all die Formen gewaltsamer Auseinandersetzung, die – in zeitlich aufeinander folgenden Denktraditionen – als kleiner Krieg,¹⁵

-
- 13 H. L. Wesseling, Colonial Wars: an Introduction, in: ders./Jaap A. De Moor (Hg.), Imperialism and War. Essays on Colonial Wars in Asia and Africa, Leiden 1989, S. 2; Erwin A. Schmidl, Kolonialkriege: Zwischen großem Krieg und kleinem Frieden, in: Manfred Rauchensteiner/ Erwin A. Schmidl (Hg.), Formen des Krieges. Vom Mittelalter zum »Low-Intensity-Conflict«, Graz 1991, S. 111f.
- 14 John Gallagher/Ronald Robinson, The Imperialism of Free Trade, in: *Economic History Review* 6 (1953/54), S. 1–15.
- 15 Charles E. Callwell, Small Wars. Their Principles and Practice, London 1976, (zuerst 1906); Johannes Kunisch, Der Kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutismus, Wiesbaden 1973; Christopher Daase, Kleine Kriege – Große Wirkung. Wie unkonventionelle Kriegführung die internationale Politik verändert, Baden-Baden 1997.

Guerillakrieg, *low-intensity conflict*¹⁶ oder neuerdings, und methodisch am umfassendsten, als asymmetrischer Krieg¹⁷ bezeichnet worden sind. Diese Feststellung hat weit reichende Folgen für den Begriff des Kolonialkrieges insgesamt, verortet sie ihn doch beispielsweise als Erscheinungsform eines Krieges, für den die in Europa kodifizierten Regelungen der Kriegführung nur eingeschränkte oder keine Gültigkeit haben. Ich werde auf die Weiterungen noch zurückkommen.

Für den Moment möchte ich als Resultat festhalten, dass für meine folgenden Bemerkungen Kolonialkrieg als die an der kolonialen Peripherie in der Regel in den Formen des kleinen oder asymmetrischen Krieges ausgeübte physische Gewalt verstanden wird, die darauf zielt, neue Gebiete in ein expandierendes Wirtschaftssystem einzugliedern beziehungsweise diesen Zustand aufrechtzuerhalten. Anhand einiger genereller Thesen zum solchermaßen abgegrenzten Kolonialkrieg möchte ich nun der Frage nachgehen, inwieweit sich für Historiker unterschiedlicher Couleur die Beschäftigung mit diesem Phänomen lohnt.

III

Um mit dem Offensichtlichen anzufangen: Für die Kolonialgeschichte oder Imperialismusforschung führt am Kolonialkrieg kein Weg vorbei. Und zwar nicht nur, weil die Aufrichtung informeller Vorherrschaft meist, die formeller Kolonialherrschaft praktisch immer des zumindest gelegentlichen Rückgriffs auf physische Gewaltanwendung bedarf – mir fällt überhaupt kein einziges Beispiel ein, bei dem koloniale Herrschaft ohne jeden Krieg entstanden wäre. Übrigens wurden auch nur wenige ganz ohne Krieg beendet. Es ist dem Menschen, egal in welchem Erdteil er lebt, nun einmal anscheinend nicht gegeben, Fremdbestimmung ohne Widerstand hinzunehmen, und wo dieser Widerstand anfangs ausblieb, brach er sich beinahe zwangsläufig einige Jahre *nach* der Etablierung kolonialer Herrschaft umso heftiger Bahn.¹⁸

Interessanter als dieses im Grunde simple Faktum, das festzustellen keiner großen wissenschaftlichen Anstrengung bedarf, finde ich jedoch,

16 Martin van Creveld, *The Transformation of War*, New York 1991.

17 Daase, *Kleine Kriege*, S. 91–105. Vgl. die Ergebnisse der auf das Asymmetrieparadigma konzentrierten Konferenz »The Transformation of Warfare«, Hamburg, 15.–17. 5. 2003, die demnächst in einem Sammelband vorliegen werden.

18 Vgl. knapp zusammenfassend Osterhammel, *Kolonialismus*, S. 47–54.

dass der Kolonialkrieg in der Geschichte der europäischen Imperien nie wirklich aufgehört hat.¹⁹ Kolonialkrieg, oder sagen wir wieder: die Ausübung physischer Gewalt zur Etablierung oder Aufrechterhaltung der Herrschaft, war vielmehr an der kolonialen Peripherie omnipräsent, war im eigentlichen Sinne *die* koloniale Herrschaftsform.²⁰ Das hat meines Erachtens zwei unterschiedliche Wurzeln, die sich indes trefflich ergänzen.

Zum einen ist in kaum einer europäischen Kolonie jemals der Übergang zu einer im westlichen Sinne zivilen Gesellschaftsordnung gelungen. Dazu mag die Epoche europäischer Kolonialherrschaft schlechterdings zu kurz gewesen sein, besonders in Afrika: Letztlich kam der koloniale Staat kaum je über eine Phase hinaus, die man in Europa zweifellos als frühmodern bezeichnen müsste. Eine Trennung zwischen ziviler und militärischer Sphäre, eine Ausdifferenzierung exekutiver Aufgaben in zivil-polizeiliche einerseits und militärische andererseits, eine tatsächliche Gewaltenteilung wurden an der kolonialen Peripherie in aller Regel nicht oder erst ganz zum Schluss erreicht – mit der, allerdings signifikanten, Ausnahme europäischer Siedlergesellschaften, aber auch da beschränkt auf *deren* Beziehung zur Staatsgewalt.²¹ Das hing mit der geringen Dichte und Präsenz der europäischen Administration zusammen, die es während der zumeist vergleichsweise kurzen Phase der Kolonialherrschaft in kaum einer Flächenkolonie je fertig brachte, das platte Land oder den Busch tatsächlich zu durchdringen.²² Es hatte aber

19 Wesseling, *Colonial Wars*, S. 9. Vgl. für Ostafrika z.B. John Lonsdale, *The Conquest State of Kenya*, in: H. L. Wesseling/Jaap A. De Moor (Hg.), *Imperialism and War. Essays on Colonial Wars in Asia and Africa*, Leiden 1989, S. 87–120; Kirsten Zirkel, *Military Power in German Colonial Policy. The Schutztruppen and their Leaders in East and South-West Africa, 1888–1918*, in: David Killingray/David Omissi (Hg.), *Guardians of Empire. The Armed Forces of the Colonial Powers c. 1700–1964*, Manchester 1999, S. 91–113.

20 Vgl. zusammenfassend am Beispiel Togos Trutz von Trotha, *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des »Schutzgebietes Togo«*, Tübingen 1994, bes. S. 32–84.

21 Mark Francis, *Governors and Settlers. Images of Authority in the British Colonies, 1820–60*, London 1992.

22 Vgl. allgemein Lewis H. Gann/Peter Duignan, *The Rulers of German Africa 1884–1914*, Stanford, CA, 1977; dies., *The Rulers of British Africa 1870–1914*, London 1978; T. O. Ranger, *African Reactions to the Imposition of Colonial Rule in East and Central Africa*, in: Lewis H. Gann/Peter Duignan, *Colonialism in Africa 1870–1960*, 5 Bde., Cambridge 1969–1975, Bd. 1: *The History and Politics of Colonialism 1870–1914*, Cambridge 1969, S. 294f.; Michael Crowder, *The White Chiefs of Tropical Africa*, in: ebenda, Bd. 2: *The*

auch mit dem Faktum der Fremdherrschaft als solcher zu tun, die nie wirklich zivil sein kann, solange es Herrscher und Beherrschte gibt, es sei denn, es käme zu einer völligen Assimilation der Ersteren durch Letztere. Das gab es in der Weltgeschichte durchaus,²³ aber nicht im Kontext der europäischen Expansion der letzten fünf Jahrhunderte.

Zum anderen ist der grundsätzlich äußerst hohe Grad von alltäglicher Gewaltsamkeit an der kolonialen Peripherie mit verantwortlich für den nicht enden wollenden Kolonialkrieg.²⁴ Man kennt das in erster Linie von den *frontier*-Gesellschaften, die mitunter bis heute zumindest unterbewusst überzeugt sind – im schlimmeren Falle aber auch ganz explizit als Glaubensbekenntnis vor sich hertragen –, dass auf überindividuelle, geschweige denn überstaatliche Konfliktregelungsmechanismen kein Verlass ist, die Staatsgewalt (vom Weltsystem gar nicht zu reden) ignorant, schwach und weit weg und die Machete, die Schrotflinte, das Maschinengewehr oder der B52-Bomber daher das adäquate Mittel zur Lösung von Alltagsproblemen sind. Das Phänomen ist aber nicht auf europäische Siedlergesellschaften wie die USA²⁵ oder Südafrika²⁶ beschränkt. Durch die ganze Geschichte der europäischen Expansion hindurch wurde dem kolonialen Administrator, egal welcher Ebene, keinen Tag erlaubt zu vergessen, dass er sich in einem Lebensumfeld bewegte, in dem Herr-

History and Politics of Colonialism 1914–1960, Cambridge 1970, S. 320–350; vgl. auch Osterhammel, Kolonialismus, S. 62–70; Wolfgang J. Mommsen, The End of Empire and the Continuity of Imperialism, in: ders./Jürgen Osterhammel (Hg.), Imperialism and After. Continuities and Discontinuities, London 1986, S. 334. Eine weitere Ausnahme (neben den Siedlerkolonien) stellen in gewisser Weise die Gebiete direkter britischer Herrschaft in Indien in der Spätphase dar.

- 23 China beispielsweise ist es wiederholt gelungen, seine Eroberer weitgehend zu assimilieren. Vgl. Herbert Franke und Rolf Trauzettel, Das Chinesische Kaiserreich, Frankfurt am Main 1968; Jürgen Osterhammel, China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit, München 1989, bes. S. 7f. In eingeschränktem Maße gilt das auch für Indien, vgl. Ainslie T. Embree/Friedrich Wilhelm, Indien. Geschichte des Subkontinents von der Induskultur bis zum Beginn der englischen Herrschaft, Frankfurt am Main 1967.
- 24 Exemplarisch zu Australien vgl. Richard Broome, Aboriginal Australians. Black Responses to White Dominance 1788–1994, St. Leonards, NSW, 1994, bes. S. 39–44.
- 25 Vgl. z.B. Richard Slotkin, Gunfighter Nation. The Myth of the Frontier in Twentieth-Century America, New York 1993.
- 26 Siehe etwa Monica Wilson, The Eastern Cape Frontier, in: dies./Leonard Thompson (Hg.), The Oxford History of South Africa, 2 Bde., Oxford 1969/75, Bd. 1, Oxford 1969, S. 233–271.

schafts-, Arbeits-, Handels-, Besitz- und interethnische Beziehungen oft unter Rückgriff auf physische Gewalt etabliert, stabilisiert, sanktioniert oder gebrochen wurden. Wo Gewalt latent immer vorhanden ist, wird Gegengewalt zu einer unverzichtbaren Handlungsoption. Der koloniale Staat befand sich daher mit wenigen Ausnahmen stets in einem Zustand – nach europäischen Normen – vormoderner Gewaltsamkeit, und ein im eigentlichen Sinne staatliches Gewaltmonopol fehlte.²⁷

Einen klaren Unterschied zwischen Krieg und Frieden hat es an der kolonialen Peripherie auch deswegen nie gegeben, weil eine Ausdifferenzierung zwischen äußerem Konflikt und inneren Unruhen, die für das westliche Verständnis von Krieg und Frieden so essenziell ist, an den Rändern des Imperiums ein fast bedeutungsloses völkerrechtliches Abstraktum war. Betrachten wir das Beispiel Kenia, wo die Umwandlung des Protektorats in eine Kronkolonie die Außenbeziehungen zu den nicht unterworfenen Ethnien auf dem Papier schlagartig in ein Herrschaftsverhältnis verkehrte und damit aus *native wars* postwendend *native unrest* machte, ohne dass sich dadurch im Busch selbst das Geringste geändert hätte. Aus Strafexpeditionen wurden Eroberungs-, aus Eroberungs- Pazifizierungskriege und diese wiederum gingen nahtlos in Aufstandsbekämpfung über, die zuletzt in den Unabhängigkeitskrieg mündete. Wollte man zynisch sein, könnte man behaupten, dass die Briten Kenia außerhalb der *White Highlands* überhaupt nie wirklich beherrscht haben – sie haben es sich immer nur eingebildet.²⁸

Wo Herrschaft nicht wie in Europa auf der sehr theoretischen Androhung physischer Gewalt durch den Staat fußte, sondern im Alltag stets auch mit deren tatsächlicher Ausübung einherging – wie gesagt, der Normalzustand an der kolonialen Peripherie²⁹ –, gab es Krieg als distinkten politischen Zustand überhaupt nicht. Vielmehr muss man sich die reale

27 Kurz zusammenfassend z.B. Osterhammel, *Kolonialismus*, S. 64f.

28 Charles William Hobley, *Kenya. From Chartered Company to Crown Colony. Thirty Years of Exploration and Administration in British East Africa*, London 1970; Maurice P. K. Sorrenson, *Origins of European Settlement in Kenya* (Memoir Number Two of the British Institute of History and Archaeology in East Africa), Nairobi 1968; D. A. Low, *British East Africa: The Establishment of British Rule 1895–1912*, in: Vincent Harlow/E. M. Chilver/Alison Smith (Hg.), *History of East Africa*, Bd. 2, Oxford 1965, S. 56.

29 Vgl. Trutz von Trotha, »The Fellows Can Just Starve«. On Wars of »Pacification« in the African Colonies of Imperial Germany and the Concept of »Total War«, in: Manfred F. Boemeke/Roger Chickering/Stig Förster (Hg.), *Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871–1914*, Cambridge 1999, S. 420–430.

Gestalt jedes denkbaren Kolonialkrieges als Punkt auf einem Kontinuum von Herrschaftsausübung denken, das von struktureller und alltäglicher physischer Gewalt über Polizeieinsätze, Strafexpeditionen und Aufstandsbekämpfung bis zu einer Form von Konfliktaustragung reicht, die auch Europäer ganz zweifellos als Krieg ansehen würden.³⁰ Bis heute handelt etwa die britische Empire-Historiografie unter dem Schlagwort »Policing the Empire« ganz unterschiedslos von Polizeiarbeit und Militäreinsätzen, sicher gegen Ende des Empire mit steigender Tendenz von Ersterer, aber insgesamt mehrheitlich von Letzteren.³¹

Abgewandelt gilt das eben Gesagte wiederum in besonderem Maße für Siedlerkolonien, wo individuelle gewaltsame Auseinandersetzungen mit Indigenen das alltäglichste Phänomen überhaupt waren. Wann und warum aus unorganisierter Gewalt vielleicht organisierte Gegengewalt hervorging und sich letztlich ein vollgültiger Krieg aufschaukelte, ist unter diesen Umständen besonders schwer zu überschauen. Nicht zuletzt die Geschichte der nordamerikanischen Indianerkriege, aber auch die Südafrikas oder Australiens lehrt, dass Kolonialkriege hier nur die verstreuten Spitzen eines Eismassivs permanent prävalenter Gewaltausübung darstellen.³²

Kolonialkrieg war immer und überall – das ist nun nicht etwa eine Generalanklage gegen den europäischen Imperialismus und die Herrschaftsformen, die er herausgebildet hat. Aber es erscheint mir doch wesentlich, sich bewusst zu machen, dass der koloniale Staat physische Gewaltanwendung nicht wie der moderne, das heißt also gleichzeitige, europäische Staat als *ultima ratio*, sondern vielmehr als *prima* oder *omnia ratio* hatte. Diese Feststellung ist meines Erachtens nicht nur für das Verständnis des Kolonialsystems schlechthin von Bedeutung, sondern auch für die Frage, welche Formen von Herrschaft und von Konfliktaustragung beispielsweise die Männer gelernt hatten, die später die Staaten Europas in die beiden Weltkriege führten – oder die Staaten Afrikas und Asiens in die Unabhängigkeit. Mit Hilfe eines Frühneuzeithistorikers strukturelle Vergleiche zwischen dem europäischen Staat der Frühmoderne und dem kolonialen Staat der Moderne anzustellen, vor allem hin-

30 Vgl. Schmidl, Kolonialkriege, S. 116 f.

31 David M. Anderson/David Killingray (Hg.), *Policing the Empire. Government, Authority and Control, 1830–1940*. Manchester 1991; dies. (Hg.), *Policing and Decolonisation. Politics, Nationalism and the Police, 1917–65*, Manchester 1992.

32 Dieser Zusammenhang zwischen Siedlerimperialismus und Kolonialkrieg ist leider wesentlich weniger erforscht, als man annehmen sollte, und vor allem kaum systematisch.

sichtlich der Herausbildung eines staatlichen Gewaltmonopols, könnte sehr interessant sein.

Im gleichen Sinne und ebenfalls analog zur europäischen frühen Neuzeit ließen sich Kolonialkriege auch als Staatsbildungskriege³³ untersuchen. Dieser Aspekt ist evident beim kolonialen Eroberungskrieg, weniger auffällig, aber nicht weniger interessant beim Pazifizierungsfeldzug und viel weniger banal, als man beim ersten Hinsehen meint, beim antikolonialen Unabhängigkeitskrieg. Denn war ein lang andauernder Befreiungskrieg schließlich erfolgreich, wechselte nicht einfach ein existierender Staat intakt den Besitzer. Vielmehr bildete die Unabhängigkeitsbewegung, in der ja während der Aufstandsphase die politische von der militärischen Funktion gar nicht zu trennen war, in der Regel autonome, parallele Institutionen aus, die nicht nur administrativ, sondern auch im Hinblick auf Identitätsstiftung und Legitimation zu einer Keimzelle des postkolonialen Staates wurden. Dieser bezog damit seine politische Legitimität nicht nur ideologisch, sondern höchst praktisch aus dem Unabhängigkeitskampf selbst. Als klassische Beispiele mögen hier Irland, Algerien³⁴ oder Palästina dienen.

Man muss sich übrigens davor hüten, einen Kolonialkrieg ausschließlich als Auseinandersetzung zwischen Kolonialherren und Kolonisierten oder zu Kolonisierenden verstehen zu wollen. Nicht zuletzt auf Grund der klassischen *divide-et-impera*-Politik aller Kolonialmächte, die die Herrschaft über eine demografisch massiv überlegene Bevölkerung erst möglich machte, waren für die indigenen politischen Entitäten die Europäer häufig für lange Phasen lediglich eine Streitpartei unter vielen, mit der man sich auch temporär verbünden konnte. Selbst in den Dekolonisationskriegen des 20. Jahrhunderts trat aus lokaler Sicht die Auseinandersetzung zwischen verschiedenen indigenen Fraktionen oder Ethnien oft in den Vordergrund, während die abtretende Kolonialmacht letztlich nur ein, wenn auch mächtiger, Alliierter einer Seite war.³⁵ Ein Kolonialkrieg war daher immer auch, und aus der

33 Johannes Burkhardt, *Der Dreißigjährige Krieg*, Frankfurt am Main 1992.

34 Alistair Horne, *A Savage War of Peace. Algeria 1954–1962*, London 2002.

35 Das gilt beispielsweise ganz ausgeprägt für die Briten in der *Emergency* in Malaya 1948 bis 1960. John Coates, *Suppressing Insurgency. An Analysis of the Malayan Emergency, 1948–1954*, Boulder, CO, 1992; A. J. Stockwell, *Insurgency and Decolonisation During the Malayan Emergency*, in: *Journal of Commonwealth & Comparative Politics* 25/1 (1987), S. 71–81; Richard Stubbs, *Hearts and Minds in Guerilla Warfare. The Malayan Emergency 1948–1960*, Singapur 1989, sowie Anthony Short, *The Communist Insurrection in Malaya, 1948–1960*, London 1975.

Perspektive vor Ort oft primär, ein ganz gewöhnlicher lokaler Krieg oder ein nationaler Bürgerkrieg.

Hat der Kolonialkrieg eigentlich mit der Dekolonisation sein Ende gefunden? Erinnern wir uns noch einmal an Robinsons und Gallaghers Ansatz, die Etablierung formeller Kolonialherrschaft sei eigentlich nur ein Ausrutscher im imperialistischen System – geschehen immer dort, wo informelle Vorherrschaft aus irgendeinem Grunde versagte.³⁶ Als bekennder Anhänger der aus diesem Ansatz gewonnenen These, die Dekolonisation sei lediglich die Rückkehr zum Normalzustand informeller Herrschaft, neige ich dazu, die Frage zu verneinen. Auch heute noch werden Kriege unterschiedlicher Intensität mit dem Ziel geführt, die Einbindung peripherer Gebiete in das westliche Wirtschafts- und Politiksystem aufrechtzuerhalten.³⁷ Es gibt für mich keinen Grund, ihnen historisch eine andere Qualität zuzuschreiben als den Kolonialkriegen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Es ist übrigens paradox, dass gerade in Afrika sämtliche Kolonialherren ihre Herrschaft mit der Behauptung legitimierten, sie hätten einem in blutigem Konflikt zerrissenen Kontinent dauerhaften Frieden gebracht und ihn auf den Weg zu Zivilisation, Gerechtigkeit und Wohlstand geführt. Sie haben das vermutlich tatsächlich geglaubt. Es passt zu den paternalistisch-autoritären Vorstellungen, die mit der zivilisatorischen Mission, die gerne als »white man's burden« beschrieben wurde, einhergingen.³⁸ Vor dem Hintergrund des niemals endenden Kolonialkrieges wirkt diese Behauptung jedoch etwas absurd.

36 Vgl. als thesenhafte Zuspitzung auch Ronald Robinson, *The Excentric Idea of Imperialism. With or Without Empire*, in: Wolfgang J. Mommsen/Jürgen Osterhammel (Hg.), *Imperialism and After. Continuities and Discontinuities*, London 1986, S. 267–289; ders., *Non-European Foundations of European Imperialism. Sketch for a Theory of Collaboration*, in: Roger Owen/Bob Sutcliffe, *Studies in the Theory of Imperialism*, London 1972, S. 118–140.

37 Wie seit Frühjahr 2003 im Irak.

38 Wesseling, *Colonial Wars*, S. 9; Osterhammel, *Kolonialismus*, S. 115f.; Charles Pelham Groves, *Missionary and Humanitarian Aspects of Imperialism from 1870 to 1914*, in: Lewis H. Gann/Peter Duignan, *Colonialism in Africa*, Bd. 1, Cambridge 1969, S. 462–496; Wolfgang Reinhard, *Geschichte der europäischen Expansion*, 4 Bde., Stuttgart 1983–1990, Bd. 4: *Dritte Welt Afrika*, Stuttgart 1990, S. 88–98; Lawrence James, *The Savage Wars. British Campaigns in Africa, 1870–1920*, New York 1985, S. 12–14.

IV

Der Kolonialkrieg braucht natürlich eine Kolonialarmee, und Kolonialarmeen sind Mikrokosmen der imperialen Gesellschaftsordnung. Der Sozialhistoriker des Imperialismus wird sie daher eines genaueren Blickes für wert befinden.

Es ist eine Binsenweisheit, dass Kolonialarmeen sich äußerst selten aus Staatsangehörigen der Kolonialmacht rekrutierten. Das war allenfalls in kontinentalen Imperien der Fall, wo die Einrichtung und Aufrechterhaltung kolonialer Herrschaft mit der Verteidigung des Mutterlands funktional zusammenfiel, aber auch da traf es eigentlich nur bei demografisch ausgesprochen expansiven Siedlergesellschaften wie den Vereinigten Staaten und auch nur in einer sehr späten Phase zu. Für die große Mehrheit der kolonialen Eroberungskriege gilt, dass ein Land sich, wie man über Indien gesagt hat, am besten selbst eroberte³⁹ – indem die Kolonialmacht nicht nur den Unterhalt und die Logistik der Armee aus dem Lande selbst bezog, sondern auch die *manpower*.⁴⁰ Das war nicht nur billiger, sondern angesichts der üblicherweise massiven demografischen Unterlegenheit der Europäer an der kolonialen Peripherie anders gar nicht möglich. Bedurfte es in größerem Umfang der Entsendung von Truppen aus dem Mutterland, so war das immer ein Zeichen dafür, dass etwas schiefgegangen und das koloniale Militärsystem an die Grenzen seiner Belastbarkeit gelangt war.

Interessant sind in jedem Falle die ethnische und die soziale Struktur der Mannschaften in der Kolonialarmee. Söldnertruppen, zusammengesetzt also aus Leuten, die sich ihren Job in der Armee gleichsam auf dem freien Markt gesucht haben, sind die Ausnahme. In der Regel wurden vielmehr bestimmte Ethnien bevorzugt rekrutiert, manchmal direkt auf dem Wege einer lokalen politischen Entitäten auferlegten Gestellungspflicht, mithin genau so, wie man in den Kolonien Menschen für Arbeitsleistungen heranzog.⁴¹ Dabei wurde von Seiten der Kolonialmacht

39 Ronald Hyam, *British Imperial Expansion in the Late Eighteenth Century*, in: *Historical Journal* 10 (1967), S. 115.

40 Ian F. W. Beckett, *Modern Insurgencies and Counter-Insurgencies. Guerillas and their Opponents since 1750*, London 2001, S. 34; T. R. Moreman, »Small Wars« and »Imperial Policing«: The British Army and the Theory and Practice of Colonial Warfare in the British Empire, 1919–1939, in: *Journal of Strategic Studies* 19 (1996), S. 111f.

41 Anthony Clayton/Donald C. Savage, *Government and Labour in Kenya 1895–1963*, London 1974, S. XVIff.; Crowder, *White Chiefs*, S. 345f.

entweder eine existierende interethnische Rivalität ausgebeutet oder gar neu geschaffen⁴² – *divide et impera* –, oder es wurden bestimmte Ethnien auf Grund ihrer physischen Eigenschaften oder Traditionen oder wegen der vorherrschenden europäischen Imagination⁴³ als Kriegerrassen, *martial races*, definiert und damit zu geborenen Soldaten erklärt: Das Paradebeispiel sind bis auf den heutigen Tag die in der britischen Armee dienenden nepalesischen Gurkhas.⁴⁴

Die Struktur der Kolonialarmee lässt somit auf die – und sei es positive – rassische Diskriminierung in den einzelnen Kolonien und damit zugleich auf die Herrschaftsordnung schließen. Seit der Existenz leistungsfähiger überseeischer Transportmittel gab es darüber hinaus das Phänomen imperialer Streitkräfte. Die britisch-indische Armee etwa blieb bis zur Unabhängigkeit des Subkontinents 1947 die Kolonialarmee Großbritanniens schlechthin und kämpfte in dieser Funktion in Ostafrika, dem Nahen Osten und Süd- und Ostasien.⁴⁵ Das lag nicht nur daran, dass Indien ein beinahe unerschöpflicher *manpower pool* war, sondern ergab sich auch direkt aus der imperialen Hierarchie. Indien war das Herzstück des Empire, und ein Großteil der imperialistischen Aktivitäten Großbritanniens in Ostafrika und Südasien diente indirekt der Herrschaftssicherung in Indien.⁴⁶ Daher war es in letzter Instanz nur konsequent, dass die indische Armee die Seewege nach Indien auch in

42 Broome, *Australians*, S. 46.

43 Europäer an der kolonialen Peripherie reservierten – ein oberflächlich paradoxer Befund – regelmäßig ihren größten Respekt für die am wenigsten anpassungsbereiten Ethnien, in Ostafrika beispielsweise für die Massai. Dane Kennedy, *Islands of White. Settler Society and Culture in Kenya and Southern Rhodesia, 1890–1939*, Durham, NC, 1987, S. 160f.

44 Beckett, *Insurgencies*, S. 34; David Killingray, *Guardians of Empire*, in: ders./David Omissi (Hg.), *Guardians of Empire. The Armed Forces of the Colonial Powers c. 1700–1964*, Manchester 1999, S. 14–16; die Entwicklung des *martial races*-Konzepts am Beispiel Niederländisch-Indiens diskutiert Jaap de Moor, *The Recruitment of Indonesian Soldiers for the Dutch Colonial Army, c. 1700–1950*, in: ebenda, S. 59–68. Zu den Gurkhas: Tony Gould, *Imperial Warriors. Britain and the Gurkhas*, London 1999.

45 T. A. Heathcote, *The Army of British India*, in: David Chandler (Hg.), *The Oxford Illustrated History of the British Army*, Oxford 1994, S. 376–401; F. W. Perry, *The Commonwealth Armies. Manpower and Organisation in Two World Wars*, Manchester 1988, S. 82–123; vgl. zur Rolle der indischen Armee generell auch die Beiträge in Brian Bond (Hg.), *Victorian Military Campaigns*, London 1967, bes. S. 6f.

46 Ronald Robinson/John Gallagher/Alice Denny, *Africa and the Victorians. The Official Mind of Imperialism*, London 1981.

Ostafrika und Arabien verteidigte. Damit nicht genug, setzten viele Kolonialmächte ihre *martial races* mit besonderer Vorliebe außerdem in europäischen Kriegen ein, wo sie allein wegen ihres fremdartigen Aussehens beim Gegner für Entsetzen sorgten. Das gilt in besonderem Maße für die Nordafrikaner, die 1870/71 und von 1914 bis 1918 in der französischen Armee kämpften.⁴⁷

Imperiale Armeen und imperiale Kriege globalisierten damit die Imperien und trugen letztlich zur Vernetzung der Welt bei. So wie die teils freiwillige, teils erzwungene Arbeitsmigration im Rahmen der europäischen Kolonialreiche viele Menschen zum ersten Mal in ihrem Leben mit anderen Lebenswelten – beispielsweise Städten⁴⁸ – und Menschen ganz anderer Ethnien, wenn nicht gar anderer Hautfarbe zusammenbrachte, so war wohl auch der Kolonialkrieg mitunter die erste Gelegenheit, bei der zum Beispiel die Bevölkerung eines innerafrikanischen Dorfes einen indischen Sepoy, einen sudanesischen Söldner, einen ostafrikanischen Askari oder einen Weißen sah. Man sollte vielleicht einmal darüber nachdenken, ob nicht der Kolonialkrieg in vielerlei Hinsicht sinnvoll als Kulturkontakt beschrieben werden könnte.⁴⁹ Dass man sich schönere, friedlichere, weniger negativ besetzte und vor allem weniger todbringende Kulturkontakte vorstellen könnte als einen Buschfeldzug, steht auf einem anderen Blatt.

Das legt übrigens eine Fußnote über die besonders drastischen »Kollateralschäden« eines Feldzugs gerade in Afrika nahe. Natürlich hat jeder Krieg für die Bevölkerung, die ihn durchleiden muss, erhebliche negative Konsequenzen: von Requisition, Einquartierung und Plünderung angefangen, gerade im kolonialen Kontext über Ansteckung mit katastrophalen Seuchen bis zu Vergewaltigung, Brandschatzung und Mord. Im frühen kolonialen Afrika kam noch der immense Bedarf einer Armee

47 Thomas Rohkrämer, *Daily Life at the Front and the Concept of Total War*, in: Stig Förster/Jörg Nagler (Hg.), *On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861–1871*, Cambridge 1997, S. 511–514; Christian Koller, »Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt«. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914–1930), Stuttgart 2001; Killingray, *Guardians*, S. 10f.; William F. Gutteridge, *Military and Police Forces in Colonial Africa*, in: Gann/ Duignan, *Colonialism in Africa*, Bd. 2, S. 292.

48 Reinhard, *Expansion*, Bd. 4, S. 122.

49 Vgl. zum Konzept Urs Bitterli, *Die »Wilden« und die »Zivilisierten«*. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München 1991, bes. S. 81–179.

an indigenen Trägern hinzu, was gravierende demografische Folgen haben konnte; während des ostafrikanischen Feldzugs von 1915 bis 1918 wurden so ganze Landstriche entvölkert.⁵⁰

Neben den indigenen Mannschaften, die den Löwenanteil der Kolonialarmeen ausmachten, sind natürlich die nahezu ausnahmslos europäischen Offiziere lohnende sozialhistorische Forschungsobjekte. Vieles, was für andere koloniale Eliten, primär den öffentlichen Dienst, gilt, trifft auf sie ebenfalls zu: Die Offiziere entstammten in der Regel den aufstiegsorientierten – oder abstiegsbedrohten – Rändern der gesellschaftlichen Führungsschichten im Mutterland und erhofften sich an der kolonialen Peripherie zu Recht bessere Karrierechancen; dafür nahmen sie hohe Risiken für Leib und Leben in Kauf. Da vor allem im 19. Jahrhundert Kriege in Europa selten waren, konnten Offiziere in den Kolonialarmeen mit weit höherer Wahrscheinlichkeit Pulverdampf schnuppern und dementsprechend Auszeichnungen und Beförderungen erlangen.⁵¹ Wo übrigens doch einmal Nichteuropäern der Aufstieg in den Offiziersrang erlaubt wurde, ist es spannend, ihre Rechte und Privilegien mit denen gleichrangiger Europäer zu vergleichen. Man wird häufig zu dem Ergebnis kommen, dass sie innerhalb derselben Armee nicht nur faktisch, sondern auch rechtlich einen minderen Status hatten.⁵²

Schließlich ist, vor allem in Siedlerkolonien, das Element lokaler europäischer Milizen oder Freiwilligenverbände von Interesse. Häufig betrachteten diese sich als die eigentlichen Herren des Landes und als die wahren Fachleute für einen Kolonialkrieg und sahen dementsprechend auf die landfremden europäischen Offiziere herab.⁵³ Gleichzeitig verfolgten sie in Kolonialkriegen meist Eigeninteressen, die von denen der Kolonialmacht selbst ganz verschieden sein konnten und damit, etwa wenn sie auf Landerwerb zu Lasten indigener Gruppen zielten,⁵⁴ gerade die Auseinandersetzungen provozierten, die die Staatsmacht vermeiden beziehungsweise beilegen wollte. Aus den Indianerkriegen Nordameri-

50 Gann/Duignan, *Rulers of British Africa*, S. 149; dies., *Rulers of German Africa*, S. 125f.

51 James, *Savage Wars*, S. 248–251; Gann/Duignan, *Rulers of German Africa*, S. 107–115.

52 Schmidl, *Kolonialkriege*, S. 122f.

53 Etwa James, *Savage Wars*, S. 257–260; Gutteridge, *Forces*, S. 290f.; Gann/Duignan, *Rulers of German Africa*, S. 154–158; Thomas R. Mockaitis, *British Counterinsurgency, 1919–60*, London 1990, S. 45.

54 Vgl. als drastisches Einzelbeispiel Robin Palmer, *Land and Racial Domination in Rhodesia*, Berkeley, CA, 1977, S. 29.

kas kennt man das Phänomen ebenso wie aus Südafrika.⁵⁵ Außerdem war der von europäischen Siedlern gepflegte Rassismus gegenüber indigenen Ethnien nicht zuletzt wegen der Konkurrenz um knappe Ressourcen meist ungleich schärfer ausgeprägt als in den Institutionen der Kolonialmacht.⁵⁶ Die Allianz zwischen Kolonialarmeen und Siedlermilizen in einem Kolonialkrieg war daher zwar naheliegend, aber gleichwohl höchst eigenartig, und die Analyse der beiderseitigen Interessenlagen und der daraus resultierenden Spannungen ist für das Verständnis von kriegerischen Auseinandersetzungen an der kolonialen Peripherie aufschlussreich.⁵⁷

V

Man muss sich ohnehin fragen, und damit schlage ich erneut einen Bogen zur Kulturgeschichte, inwieweit die Erfahrung von Kolonialkriegen geeignet war, existierende Rassismen zu verschärfen, auf denen die koloniale Herrschaftsordnung ja aufbaute, die sie zementierte und deren Perpetuierung sie beförderte. Es ist sicher nicht falsch anzunehmen, dass die Erfahrung, dass die indigene Bevölkerung der europäischen Militärmacht oft recht wehrlos gegenüberstand, dass die Zivilbevölkerung im Kolonialfeldzug oft umstandslos zum Freiwild erklärt, im Falle wenig entwickelter Völker geradezu als integraler Bestandteil der als feindlich empfundenen Landesnatur imaginiert wurde – dass diese Erfahrung rassistische Vorstellungen von Herren- und Untermenschentum massiv verstärkt hat. Es wäre daher lohnend, anhand einzelner Biografien, speziell sicher auf deutscher Seite, die Entwicklung entsprechenden Gedankenguts nachzuvollziehen. Die These, dass die nationalsozialistische Eroberungs- und Vernichtungspolitik im Osten auf Denk- und Handlungsmustern des Kolonialismus und des Kolonialkrieges aufbaute,⁵⁸ hat etwas für sich.

55 Thomas Rodney Hope Davenport/Christopher Saunders, *South Africa. A Modern History*, 5. Aufl., London 2000, S. 129–193.

56 Aufschlussreich Kennedy, *Islands*, S. 128–166; vgl. auch Anthony Verrier, *The Road to Zimbabwe 1890–1980*, London 1986, S. 18f.

57 Vgl. auch Robert M. Utley, *Total War on the American Indian Frontier*, in: Boemeke/Chickering/Förster (Hg.), *Anticipating Total War*, S. 402f.; Schmidl, *Kolonialkriege*, S. 127f.

58 Jürgen Zimmerer, *Die Geburt des »Ostlandes« aus dem Geiste des Kolonialismus. Die nationalsozialistische Eroberungs- und Beherrschungspolitik in (post-)kolonialer Perspektive*, in: *Sozial.Geschichte* 19 (2004), S. 10–43.

VI

Überhaupt gilt ja – und damit komme ich zu der Frage, warum sich gerade Militärhistoriker mit dem Kolonialkrieg beschäftigen sollten –, dass europäische Armeen prinzipiell zwei ganz unterschiedliche Einstellungen zum Krieg an der kolonialen Peripherie haben konnten. Die eine war typischerweise die deutsche Antwort: Alles, was es über den Krieg zu wissen gebe, stehe erstens in den militärischen Klassikern und gehe zweitens aus den Feldzügen Friedrichs des Großen und Moltkes des Älteren hervor.⁵⁹ Die andere war die britische, oder richtiger, *eine* britische (denn die erstgenannte Tradition gab es auch dort):⁶⁰ Letztlich könne man gerade in den Kolonien viel über den Krieg lernen, vielleicht sogar überhaupt *nur* in den Kolonien. Das hatte natürlich damit zu tun, dass die britische Armee ihre Kriege fast ausnahmslos dort führte. Während beispielsweise in den hundert Jahren zwischen 1815 und 1914 Großbritannien in Europa nur ein einziges Mal Krieg führte – von 1854 bis 1856 auf der Krim –, herrschte in den Kolonien so gut wie nie *kein* Krieg.⁶¹ Was man also über Kriegführung lernen konnte, lernte man tunlichst in Übersee. In einer ganz ähnlichen Situation war die US-Armee während des gleichen Zeitraums hinsichtlich ihrer Indianerkriege.⁶²

Nun bestand natürlich die Gefahr, dass die Erfahrungen des Kolonialkrieges für den europäischen Großkrieg nicht taugten. Zu Beginn des amerikanischen Bürgerkrieges etwa stellten die Subalternoffiziere der regulären Armee, die nun plötzlich die Divisionen und Korps der Freiwilligen-Massenarmeen kommandierten, einem klassischen Zitat zufolge fest, dass sie in zwanzig Jahren Militärdienst zwar absolut alles über das Führen von 50 Dragonern in der Prärie gelernt, aber darüber alles Übrige vergessen hatten.⁶³ Doch während der Buschkrieg, in dem die Hauptschwierigkeit

59 Vgl. auch Schmidl, *Kolonialkriege*, S. 113.

60 Moreman, *Small Wars*.

61 Vgl. die Aufzählung von rund 70 kolonialen Kampagnen allein für die viktorianische Zeit bei Bond, *Campaigns*, S. 309–311.

62 Zu Armeen europäischen Stils und Kolonialkriegen vgl. zusammenfassend Hew Strachan, *European Armies and the Conduct of War*, London 1983, S. 76.

63 Das Bonmot wird dem konföderierten General Richard S. Ewell zugeschrieben, vgl. Richard Taylor, *Destruction and Reconstruction. Personal Experiences of the Late War*, New York 1879, S. 37. Zur U.S. Army zwischen Großkrieg und Indianerkriegen vgl. Robert Utley, *The Contribution of the Frontier to the American Military Tradition*, in: James P. Tate (Hg.), *The American Military on the Frontier. The Proceedings of the 7th Military History Symposium*, United States Air Force Academy 30 September–1 October 1976, Washington

laut seinem prominentesten Theoretiker, dem britischen Colonel C. E. Callwell, darin bestand, den Gegner überhaupt zu finden,⁶⁴ mit dem Krieg der europäischen Massenheere offensichtlich kaum etwas zu tun hatte, eignete er sich doch wegen seiner relativen Folgenlosigkeit beispielsweise als Experimentierfeld für technische und taktische Spielereien. Man denke an das Maschinengewehr, an leichte und an berittene Infanterie, aber auch an gefährlichen Blödsinn wie die Lanze, die die britische Kavallerie kurz vor dem Ersten Weltkrieg auf Grund kolonialer Erfahrungen wieder einführte (weil sich sudanesishe »Derwische« bei Reiterattacken gerne auf den Boden warfen, wo man mit dem Säbel nicht hinkam).⁶⁵ Von besonderem Interesse ist ab dem frühen 20. Jahrhundert in diesem Zusammenhang, nicht zuletzt durch seine zahlreichen symbolischen Attribute, das Flugzeug, mit dessen Hilfe die Briten zeitweilig in der Lage zu sein glaubten, topografisch geeignete Gebiete wie die Wüsten des Nahen und Mittleren Ostens allein aus der Luft zu beherrschen.⁶⁶ Ab der Jahrhundertmitte kam diese Idee zusammen mit dem douhetistischen Wahn, moderner Krieg würde überhaupt nur noch in der und aus der Luft geführt, wieder aus der Mode. Aber noch im Vietnamkrieg waren das Kampfflugzeug und vor allem der Helikopter zweifellos Ausdruck der nicht nur unterbewussten Fantasie, eine feindliche Landesnatur in der Dritten Welt durch das Ausweichen in die dritte Dimension überwinden zu können.⁶⁷

Die koloniale Erfahrung muss daher in jede Analyse des europäischen Kriegsbildes zur Zeit der Kolonialreiche einbezogen werden, zumal im Hinblick auf einen bereits erwähnten Umstand, der weit in die Zukunft weist: Kolonialkrieg ist praktisch ausnahmslos kleiner Krieg, Guerillakrieg, asymmetrischer Krieg. Er ist daher nicht der Krieg der Vergangenheit. Kolonialkrieg ist der Krieg der Zukunft.⁶⁸

1978, S. 1–13; ders., *Total War*, S. 409f.; Edward Hagerman, *The American Civil War and the Origins of Modern Warfare. Ideas, Organization, and Field Command*, Bloomington, IN, 1992.

64 Callwell, *Small Wars*.

65 Hew Strachan, *From Waterloo to Balaclava. Tactics, Technology, and the British Army, 1815–1854*, Cambridge 1985, S. 57; ders., *Armies*, S. 84; Gann/Duignan, *Rulers of British Africa*, S. 76.

66 David E. Omissi, *Air Power and Colonial Control. The Royal Air Force 1919–1930*, Manchester 1990.

67 Eine systematische Untersuchung zu der kulturellen und symbolischen Bedeutung des Flugzeugeinsatzes in Kolonialkriegen steht leider noch aus.

68 Unter dem Titel »Die Zukunft des Krieges« betreibt das Hamburger Institut für Sozialforschung seit 2002 eine Tagungsserie, die voraussichtlich 2008 zum Abschluss kommt.

VII

Hierin liegt meines Erachtens die eigentliche Bedeutung einer Beschäftigung mit dem Phänomen Kolonialkrieg für die Gegenwart. Einer Öffentlichkeit, die gerade in den letzten Jahren mit großer Begeisterung das Phänomen des asymmetrischen Krieges neu »entdeckt«, als habe sie noch einmal Hispaniola gefunden, ihn als »neuen« oder »Krieg der Zukunft« etikettiert und glaubt, auf der Suche nach Parallelen bis in die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg zurückgehen zu müssen⁶⁹ – einer solchen Öffentlichkeit tut es gut, einmal daran erinnert zu werden, dass der so gern als Standardform des Krieges angesehene symmetrische, konventionelle Großkrieg zwischen Nationalstaaten (der Clausewitzsche Krieg) lediglich in den vergangenen drei Jahrhunderten vorkam und stets ein exklusives Modell der westlichen Welt war. Die gleichen Staaten, die in Europa den symmetrischen Großmächtekrieg propagierten, kultivierten und gelegentlich auch führten, haben gleichzeitig niemals aufgehört, an der kolonialen Peripherie asymmetrische, kleine, »schmutzige« Kriege zur Aufrichtung und Aufrechterhaltung ihrer Vorherrschaft einzusetzen.⁷⁰ Ob man es von der Gesamtzahl, der regionalen oder der zeitlichen Verteilung her betrachtet: Der asymmetrische Krieg ist in der Geschichte die Regel, der symmetrische die Ausnahme gewesen.

Beim Kolonialkrieg stoßen wir denn auch wirklich auf all die Charakteristika, die die Forschung dem asymmetrischen Krieg zuschreibt.⁷¹ Er wird taktisch in den Formen des kleinen oder Guerillakrieges geführt, mit all den zugehörigen Elementen: Der militärisch Schwächere baut auf seine Vertrautheit mit Land und Leuten, hat ein defensives Kriegsziel,

69 Vgl. zu dieser v.a. 2001/02 geführten, inzwischen wieder etwas abflauenden Debatte u.a. Mary Kaldor, Gegen wen? Gewalt im Zeitalter der Globalisierung. Die »neuen Kriege« lassen sich nicht militärisch gewinnen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. 9. 2001, S. 52; Herfried Münkler, Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion, Göttingen 2002, bes. S. 199–264; ders., Die neuen Kriege, Reinbek bei Hamburg 2002; Rüdiger Voigt (Hg.), Krieg – Instrument der Politik? Bewaffnete Konflikte am Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert, Baden-Baden 2002; Christopher Daase, »Der Krieg ist ein Chamäleon«. Zum Formenwandel politischer Gewalt im 21. Jahrhundert, in: *Forum Loccum* 21/4 (2002), S. 6–11; Martin Hoch, Die Rückkehr des Mittelalters in der Sicherheitspolitik, in: *WeltTrends* 35 (2002), S. 17–34; und neuerdings Anna Geis (Hg.), Den Krieg überdenken. Kriegsbegriffe und Kriegstheorien in der Kontroverse, Baden-Baden 2006.

70 Richtig gesehen von Andreas Herberg-Rothe, Der Krieg. Geschichte und Gegenwart, Frankfurt am Main 2003, S. 20.

71 Daase, Kleine Kriege, bes. S. 13.

weicht dem offenen Gefecht aus, greift stattdessen die Nachschubwege und die Moral des Stärkeren an. Ein *ius in bello* existiert entweder überhaupt nicht, weil dem schwächeren Gegner die völkerrechtliche Legitimität schlicht abgesprochen wird – das gehört zum Gesamtkomplex eines diskriminatorischen Völkerrechts, das das gesamte imperialistische System auszeichnete und letztlich darin gipfelte, ganze Kontinente mit Millionenbevölkerungen rechtlich als *terra nullius* zu beschreiben⁷² –, oder es wird durch die Art der Kriegführung nach und nach für beide Seiten zur Gänze ausgehöhlt: Ein Beispiel für den zweiten Fall ist der Burenkrieg.⁷³ Der Krieg hat außerdem keine identifizierbaren Fronten und wird auch gegen die feindliche Zivilbevölkerung, ihre Moral und ihre Ressourcen geführt. Von Seiten der Kolonialmacht konnte das regelrecht zum notwendigen Prinzip erhoben werden: Wo ein Gegner mangels Hauptstadt oder regulärer Armee kein identifizierbares Objekt des Feldzugs zur Verfügung stellte, wie es die europäische Kriegstheorie verlangte, da rückten die Vernichtung der Ernten und die Wegnahme des Viehs schnell ins Zentrum des Kriegsgeschehens, um dem sich der Schlacht entziehenden Gegner empfindlichen Schaden zuzufügen. Zwar hatte der bereits zitierte Colonel Callwell dagegen ethische Bedenken: »The objection to raids pure and simple is really one of principle. To filch the property of irregulars when they are absent is not the true spirit of waging war against such opponents; the proper way to deal with them is to kill them or to wound them, or at least to hunt them from their homes and then to destroy or carry off their belongings.«⁷⁴ Dennoch schien ihm in vielen Situationen kein Weg an derlei Praktiken vorbeizuführen. Schließlich, wie schon angesprochen, hatten Kolonialkriege keinen klaren Anfang und kein Ende, ließen keine eindeutige Unterscheidung zwischen Krieg und Frieden zu, waren immer und überall – auch das ein Hauptcharakteristikum des asymmetrischen Krieges.

Die Koinzidenz ist offensichtlich, und vielleicht geht die ganze Sache ja zu schön auf und bedarf genauerer Hinterfragung. Aber auf den ersten Blick ergibt die Überlegung Sinn: An der kolonialen Peripherie herrschte

72 Ignaz Seidl-Hohenveldern, Völkerrecht, Köln 1984, S. 239; Aldo Virgilio Lombardi, Bürgerkrieg und Völkerrecht. Die Anwendbarkeit völkerrechtlicher Normen in nicht-zwischenstaatlichen bewaffneten Konflikten, Berlin 1976, S. 173–175. Das drastischste Beispiel ist Australien, vgl. Andrew Markus, Australian Race Relations 1788–1993, St. Leonards, NSW, 1994, S. 20–23.

73 Vgl. Thomas Pakenham, The Boer War, London 1979; Michael Barthorp, The Anglo-Boer Wars. The British and the Afrikaners 1815–1902, London 1991.

74 Callwell, Small Wars, S. 146, vgl. auch ebenda, S. 40f. und S. 145–149; James, Savage Wars, S. 183f.

ein Zustand vormoderner Staatlichkeit, das staatliche Gewaltmonopol war unzureichend ausgeprägt. Entsprechend wurden auch die Kriege dort auf eine Art und Weise geführt, die in Europa nach dem Westfälischen Frieden mit großem Aufwand aus der Welt geschafft wurde und im Kernbereich der westlichen Welt bis heute nicht wieder aufgetreten ist. Ob damit die europäische Rechtsauffassung vom Kriege zur künstlichen Ausnahme und der asymmetrische Krieg zur universalhistorischen, womöglich gar anthropologischen Konstante wird, vermag ich nicht abschließend zu beurteilen. All die Verrechtlichungen des alteuropäischen Großmächtekriegs basieren jedoch letztlich auf einer Fiktion universeller staatlicher Souveränität, die jedem Akteur das gleiche Maß von Legitimität zubilligt – als ob es ein Naturrecht sei, dass ein Nationalstaat das *ius ad bellum* und alle resultierenden Privilegien genießt. Aber das Staatensystem, Völkerbund und UNO zum Trotz, ist kein globaler Rechtsstaat, und effektive Souveränität war und ist immer eine Funktion der Fähigkeit einer Staatsgewalt, ihr Gewaltmonopol nach innen und ihre mit plausiblen militärischen Kapazitäten, und sei es geborgten, nach außen untermauerte Handlungsfähigkeit als staatlicher Akteur zu bewahren und unter Beweis zu stellen. In diesem Sinne scheint mir, dass der asymmetrische Krieg tatsächlich der Normalfall in der Weltgeschichte ist und dass es zu seinem Studium keinen besseren Gegenstand gibt als die im Rahmen der europäischen Expansion an der kolonialen Peripherie geführten Kriege.⁷⁵

VIII

Daraus ergibt sich die interessante Frage, ob es sinnvoll ist, den Kolonialkrieg mit den Parametern eines anderen in der Moderne viel diskutierten historischen Phänomens zu beschreiben: des »totalen Krieges«.⁷⁶

Ich meine ja grundsätzlich, dass ein historischer Strukturbegriff, wenn er von heuristischem Interesse sein soll, nicht von vornherein mit zu vielen künstlichen Einschränkungen seiner Gültigkeit belastet sein darf, etwa: Er sei nur für die Moderne und nur für den europäischen Nationalstaat gültig. Wenn man beispielsweise die Clausewitzsche Trias

75 Vgl. dazu Dierk Walter, *Symmetry and Asymmetry in Colonial Warfare ca. 1500–2000. The Uses of a Concept* (IFS Info, 3/2005), Oslo 2005.

76 Eine knappe Einführung bietet Stig Förster, *Das Zeitalter des totalen Krieges, 1861–1945. Konzeptionelle Überlegungen für einen historischen Strukturvergleich*, in: *Mittelweg* 36, 6/1999, S. 12–29.

Staat – Politik – Krieg ernst nehmen will, muss man fragen dürfen, ob denn auch ein brasilianischer Indianerstamm von fünfzig Personen einen Staat und eine Politik haben und mithin einen Krieg führen kann: Ich meine ja. Ebenso muss man fragen dürfen, ob ein Kolonialkrieg – den man vielleicht zunächst als klassischen begrenzten Krieg betrachten würde – total sein kann.

Allerdings: Man fragt und bekommt die Antwort, er sei ja vielleicht total, vor allem aber sei er asymmetrisch. »Totaler Krieg« wird üblicherweise in den Kategorien totaler Mobilisierung der eigenen Gesellschaft, exorbitanter Kriegsziele bis hin zur Aufhebung der gegnerischen Staatlichkeit, ja der gegnerischen Gesellschaftsordnung, und der Bereitschaft zum Krieg gegen die feindliche Gesamtgesellschaft, auch gegen die Zivilbevölkerung und bis hin zum Genozid, beschrieben.⁷⁷ Nun bedurfte die Kolonialmacht praktisch in keinem einzigen Fall einer umfassenden Mobilisierung der eigenen gesellschaftlichen Ressourcen, weder personell noch materiell.⁷⁸ Erreichte der Mobilisierungsgrad überhaupt ein nennenswertes Niveau, so reden wir von Konflikten, auf die auch in anderer Hinsicht der Begriff Kolonialkrieg nur mehr mit Mühe passt, etwa der zweiten italienischen Invasion in Äthiopien.⁷⁹ Auch stießen Kolonialkriege wenigstens vor dem 20. Jahrhundert häufig nur auf geringes und allenfalls kurzfristiges Interesse der öffentlichen Meinung im Mutterland. Meist fanden sie über lange Strecken hinweg gänzlich im Windschatten bedeutenderer Ereignisse in den Metropolen statt, jedenfalls so lange, wie katastrophale Rückschläge ausblieben.

Auf der Gegenseite standen oft Gesellschaften mit so loser staatlicher Organisation, so gering ausgeprägter Arbeitsteiligkeit und vor allem so eklatanter zahlenmäßiger Unterlegenheit, dass eine vollständige Mobili-

77 Vgl. Einleitung zu Förster/Nagler (Hg.), *On the Road*, hier S. 4–6; Roger Chickering, *The American Civil War and the German Wars of Unification: Some Parting Shots*, in: ebenda, S. 683–691; Einleitung von Roger Chickering und Stig Förster zu Boemeke/Chickering/Förster (Hg.), *Anticipating Total War*, S. 1–9; Roger Chickering, *Total War. The Use and Abuse of a Concept*, in: ebenda, S. 13–28; Einleitung von Stig Förster zu Roger Chickering/Stig Förster (Hg.), *Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front, 1914–1918*, Cambridge 2000, S. 1–15; Roger Chickering, *World War I and the Theory of Total War. Reflections on the British and German Cases, 1914–1915*, in: ebenda, S. 35–53.

78 Wesseling, *Colonial Wars*, S. 5–8; Trotha, »The Fellows Can Just Starve«, S. 430–432.

79 Vgl. dazu Giulia Brogini Künzi, *Italien und der Abessinienkrieg 1935/36. Kolonialkrieg oder Totaler Krieg?*, Paderborn 2005.

sierung der Gesamtgesellschaft offensichtlich unausweichlich war. Es zu erwähnen, kommt in diesen Fällen aber fast einer Tautologie gleich. Totale Mobilisierung scheint tatsächlich ein Begriff zu sein, der vor allem auf die hoch arbeitsteiligen, komplexen Gesellschaften des modernen Europa zugeschnitten ist, wo die Kriegführung *per definitionem* die Funktionalität von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft so wenig wie möglich in Mitleidenschaft ziehen soll und erst das Überschreiten dieser Grenze, die Umorientierung der gesellschaftlichen Systeme auf den Zweck des Krieges, einen signifikanten Einschnitt darstellt. Bei einer prämodernen politischen Entität, deren Alltag ohnehin permanente Gewaltsamkeit auf niedriger Stufe einschließt, sagt der Begriff der totalen Mobilisierung hingegen wenig aus.

Ein ähnliches Ungleichgewicht offenbart die Frage nach den totalen Kriegszielen. Natürlich, in einem Eroberungs- oder Pazifizierungskrieg ist das Kriegsziel die Unterwerfung des Gegners, die Auslöschung seiner politischen Eigenständigkeit.⁸⁰ In vielen Kolonialkriegen gingen die Absichten der Kolonialmacht darüber sogar noch hinaus, wurde die Zerschlagung der gegnerischen Gesellschaftsstruktur, der wirtschaftlichen Lebensgrundlagen ins Auge gefasst – etwa wenn der koloniale Staat Landenteignungen, Umsiedlungen, den Übergang zur Lohnarbeit, die Abschaffung der Sklaverei durchzusetzen gedachte.⁸¹ Ein umfassenderes Kriegsziel ist kaum vorstellbar. Für die Gegenseite gilt das nicht einmal ansatzweise: Das Kriegsziel des Schwächeren ist notwendig defensiv, und von einem in seinen Zielen »totalen Krieg« der Maori, Ashanti oder Kikuyu gegen das britische Empire sprechen zu wollen, wäre einfach albern.

Fündig wird man auch bei der Frage nach den totalen Kriegsmitteln, dem Krieg gegen die Gesamtheit der gegnerischen Gesellschaft. Wie schon im Zusammenhang mit dem asymmetrischen Krieg angesprochen, macht dieser Umstand praktisch das Wesen des Kolonialkrieges aus. Wie beim kleinen, beim Guerillakrieg generell gilt auch hier, dass eine Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten, zwischen Militär und Zivil im Hinblick auf den indigenen Gegner obsolet und für den kolonialen Eroberer gar nicht zweckmäßig war. Dieser richtete vielmehr im Gegenteil seinen Krieg von vornherein ganz selbstverständlich auf die Gesamtgesellschaft des Gegners aus, im Regelfall durch *crop burning*, *cattle lifting* und allgemeine Verwüstungen, aber auch in Form von

80 Wesseling, *Colonial Wars*, S. 3.

81 All dies waren durchaus übliche implizite oder explizite Kriegsursachen bzw. -ziele speziell in Ost- und Südafrika. Vgl. etwa zur Land- und Arbeitsfrage in Rhodesien Palmer, *Land*.